

Der prozessierende Widerspruch

Produktion des relativen Mehrwerts und Krisendynamik

Claus Peter Ortlieb

Im so genannten Maschinenfragment der „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie“ bezeichnet Marx das Kapital als „prozessierenden Widerspruch“ (Marx 1974: 593), den er für geeignet hält, die „bornierte Grundlage“ der kapitalistischen Produktion „in die Luft zu sprengen“ (Marx 1974: 594). Von diesem Widerspruch soll im Folgenden die Rede sein und insbesondere untersucht werden, ob und inwieweit er geeignet ist, die Krise zu erklären, in die die kapitalistische Weltwirtschaft zu Beginn des 21. Jahrhunderts offensichtlich geraten ist.¹

1 Zwei Formen des Reichtums im Kapitalismus

Der Abschnitt aus den *Grundrissen*, auf den sich der vorliegende Text bezieht, ist recht berühmt, viel zitiert worden und dabei allerlei Missverständnissen ausgesetzt gewesen. Diese entstehen regelmäßig dann, wenn übersehen wird, dass Marx immer mit zwei verschiedenen Formen des Reichtums operiert. Wenn man nur „Reichtum schlechthin“ kennt, verliert zumindest der folgende Satz seine Brisanz:

„In dem Maße aber, wie die große Industrie sich entwickelt, wird die Schöpfung des wirklichen Reichtums abhängig weniger von der Arbeitszeit und dem Quantum angewandter Arbeit, als von der Macht der Agentien, die während der Arbeitszeit in Bewegung gesetzt werden

¹ Der hier vorliegende Text gibt in Teilen die bereits von Ortlieb (2009) vorgetragenen Argumentationen wieder, geht in anderen Teilen aber darüber hinaus.

und die selbst wieder ... in keinem Verhältnis steht zur unmittelbaren Arbeitszeit, die ihre Produktion kostet, sondern vielmehr abhängt vom allgemeinen Stand der Wissenschaft und dem Fortschritt der Technologie, oder der Anwendung dieser Wissenschaft auf die Produktion.“ (Marx 1974: 592)

Eine Lesart dieses Satzes ist die, dass die Arbeit im Kapitalismus im Laufe seiner Entwicklung eine immer geringere Rolle spielt und durch die „Produktivkraft Wissenschaft“ ersetzt wird. Diese Lesart macht sich beispielsweise Jürgen Habermas zu eigen, indem er in Bezug auf den oben zitierten Satz feststellt, „daß Marx selbst einmal die wissenschaftliche Entwicklung der technischen Produktivkräfte als mögliche Wertquelle angesehen hat. Die arbeitswerttheoretische Voraussetzung, daß das »Quantum angewandter Arbeit der entscheidende Faktor der Produktion des Reichtums sei«, schränkt er dort nämlich ein.“ (Habermas 1978: 256)

Dann ist aber völlig unerklärlich, was auf den nächsten beiden Seiten des Maschinenfragments folgt:

„Das Kapital ist selbst der prozessierende Widerspruch [dadurch], daß es die Arbeitszeit auf ein Minimum zu reduzieren sucht, während es andererseits die Arbeitszeit als einziges Maß und Quelle des Reichtums setzt.“ (Marx 1974: 593)

„Die Produktivkräfte und gesellschaftlichen Beziehungen ... erscheinen dem Kapital nur als Mittel, um von seiner bornierten Grundlage aus zu produzieren. In fact aber sind sie die materiellen Bedingungen, um sie in die Luft zu sprengen.“ (Marx 1974: 593/594)

Marx spricht im ersten – von Habermas fehlinterpretierten – Satz vom „wirklichen Reichtum“, im *Kapital* nennt er das später „stofflichen Reichtum“. Für dessen Produktion spielt Arbeit eine immer geringere Rolle und wird durch die „Produktivkraft Wissenschaft“ ersetzt. Aber, und darin liegt der Widerspruch: Der Kapitalismus kann nicht über seinen Schatten springen, er kommt von seiner Fixierung auf den abstrakten Reichtum mit der „Arbeitszeit als einzigem Maß und Quelle“ als Grundlage kapitalistischer Produktion nicht weg, die er gleichzeitig durch die Entwicklung seiner Produktivkräfte „in die Luft“ sprengt.

Wert und stofflicher Reichtum

Für das Verständnis des „prozessierenden Widerspruchs“ ist also die Marxsche Feststellung entscheidend, dass es in der kapitalistischen Gesellschaft diese zwei verschiedenen und begrifflich zu unterscheidenden Formen des Reichtums gibt: „Der Reichtum der Gesellschaften, in denen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ungeheure Warensammlung“ (Marx 1984: 49). Und im Doppelcharakter der Waren, Träger von Wert und Gebrauchswert zu sein, widerspiegeln sich die beiden verschiedenen Formen des Reichtums in diesen Gesellschaften.

Der Wert ist die vorherrschende, nicht-stoffliche Form des Reichtums im Kapitalismus, auf die stoffliche Gestalt des wertförmigen Reichtums kommt es dabei nicht an. Kapitalistisches Wirtschaften zielt allein auf die Vermehrung dieser Form des Reichtums (Wertverwertung), die ihren Ausdruck im Geld findet: Eine wirtschaftliche Tätigkeit, die keinen Mehrwert verspricht, unterbleibt, auch wenn sie noch so viel stofflichen Reichtum hervorbringen würde. Warum auch sollte jemand sein Kapital in den Produktionsprozess werfen, wenn für ihn am Ende höchstens so viel Wert herauskäme wie anfangs hineingesteckt?

Stofflicher Reichtum – laut Postone (2003: 296f) als dominante Form des Reichtums ein Kennzeichen nicht kapitalistischer Gesellschaften – misst sich dagegen in den zur Verfügung stehenden Gebrauchswerten, die sehr vielfältig sind und ganz verschiedenen Zwecken dienen können. 500 Tische, 4000 Hosen, 200 Hektar Boden, 14 Vorlesungen über Nanotechnik oder auch 30 Streubomben wären in diesem Sinne stofflicher Reichtum. An diesen Beispielen sollte Folgendes deutlich werden: Erstens wird stofflicher Reichtum nicht notwendig durch Arbeit erzeugt, er ist (wie etwa die Luft zum Atmen) noch nicht einmal an die Warenform gebunden, auch wenn er (wie der Boden) vielfach in diese Form gebracht wird. Zweitens besteht stofflicher Reichtum nicht notwendig aus materiellen Gütern, sondern es kann sich auch um Wissen, Informationen usw. und ihre Verbreitung handeln. Drittens sollte man sich davor hüten, im stofflichen Reichtum das schlechthin „Gute“ zu sehen. Obwohl stofflicher Reichtum nicht an die Warenform gebunden und die Arbeit nicht seine einzige Quelle ist, so bildet er im Kapitalismus doch umgekehrt den „stofflichen Träger“ (Marx 1984: 50) des Werts, der deswegen seinerseits an den stofflichen Reichtum gebunden bleibt. In der Warenproduktion deformiert deren Ziel, die Akkumulation von immer mehr Mehrwert

also, wie selbstverständlich die Qualität des stofflichen Reichtums, dessen Produzenten nicht zugleich seine Konsumenten sind: Es kann hier nie um das Ziel maximalen Genusses beim Gebrauch des stofflichen Reichtums, sondern immer nur um das Ziel maximaler betriebswirtschaftlicher Effizienz gehen.

Dennoch gibt es hinsichtlich der qualitativen Beurteilung einen Unterschied zwischen beiden Reichtumsformen. Unter stofflichem Aspekt ist nur der Gebrauch entscheidend, der sich von den Dingen machen lässt. Aus dem Blickwinkel wertförmigen Reichtums spielt dagegen etwa bei der Frage, ob ich als Unternehmer lieber 500 Tische oder 30 Streubomben produziere, nur der Mehrwert eine Rolle, den ich damit jeweils erzielen kann.

Es sei an dieser Stelle noch einmal darauf hingewiesen, dass die von Marx vorgenommene Unterscheidung der beiden Reichtumsformen keineswegs selbstverständlich ist. Die meisten Leute (auch Marxisten) haben kein Bewusstsein davon, dass die abstrakte Form des Reichtums historisch spezifisch ist. Für sie gibt es nur „Reichtum schlechthin“. Kritik am Kapitalismus richtet sich dann nur noch gegen die *Verteilung* des Reichtums, nicht aber gegen seine historisch spezifische *Form* im Kapitalismus. Mit Moishe Postone ist festzuhalten, dass damit eine wesentliche Dimension der Marxschen Kritik ausgeblendet bleibt:

„Viele Argumentationen, die sich auf die Marxsche Analyse der Einzigartigkeit der Arbeit als Quelle des Werts beziehen, erkennen seine Unterscheidung zwischen »wirklichem Reichtum« (oder »stofflichem Reichtum«) und Wert nicht an. Die Marxsche »Arbeitswerttheorie« ist jedoch keine Theorie der einzigartigen Eigenschaften der Arbeit im allgemeinen, sondern sie ist eine Analyse der geschichtlichen Besonderheit des Werts als einer Form des Reichtums und einer Form der Arbeit, die ihn konstituierte. Folglich ist es für das Marxsche Unterfangen irrelevant, ob man für oder gegen seine Werttheorie argumentiert, als handele es sich um eine Arbeitstheorie des (transhistorischen) Reichtums – so als hätte Marx eine politische Ökonomie statt einer Kritik der politischen Ökonomie geschrieben.“ (Postone 2003: 55/56)

Produktivität

Im Folgenden soll es nur noch um das quantitative Verhältnis der beiden in der Warenproduktion geschaffenen Reichtumsformen und seine Veränderung gehen. Unter *Produktivität* oder – in Marxscher Terminologie – *Produktivkraft* wird die Proportion der stofflichen Warenmenge zu der zu ihrer Herstellung benötigten Arbeitszeit verstanden, in die als Bestandteil auch die zur Produktion der Vorprodukte und zum Einsatz kommenden Maschinen benötigte Arbeitszeit eingeht.

Im Begriff der Produktivität wird von der Qualität des produzierten stofflichen Reichtums abstrahiert. Dieses Vorgehen ist insofern mit Problemen behaftet, als sich beispielsweise von 500 Tischen und 4000 Hosen nicht sagen lässt, worin der größere stoffliche Reichtum besteht; sie sind, da von verschiedener Qualität, auf der stofflichen Ebene nicht vergleichbar. Daher muss auch der Begriff der Produktivität, der beide Reichtumsformen in Beziehung setzt, nach den Qualitäten ausdifferenziert werden, die stofflicher Reichtum annehmen kann: Die Produktivität in der Produktion von Tischen ist eine andere als die in der Produktion von Hosen usw.

Für die folgende Analyse entscheidend ist die unterschiedliche Wirkung von Produktivitätsänderungen auf die beiden Reichtumsformen:

„Ein größeres Quantum Gebrauchswert bildet an und für sich größeren stofflichen Reichtum, zwei Röcke mehr als einer. Mit zwei Röcken kann man zwei Menschen kleiden, mit einem Rock nur einen Menschen usw. Dennoch kann der steigenden Masse des stofflichen Reichtums ein gleichzeitiger Fall seiner Wertgröße entsprechen. Diese gegensätzliche Bewegung entspringt aus dem zwieschlächtigen Charakter der Arbeit. Produktivkraft ist natürlich stets Produktivkraft nützlicher, konkreter Arbeit und bestimmt in der Tat nur den Wirkungsgrad zweckmäßiger produktiver Tätigkeit in gegebenem Zeitraum. Die nützliche Arbeit wird daher reichere oder dürftigere Produktenquelle im direkten Verhältnis zum Steigen oder Fallen ihrer Produktivkraft. Dagegen trifft ein Wechsel der Produktivkraft die im Wert dargestellte Arbeit an und für sich gar nicht. Da die Produktivkraft der konkreten nützlichen Form der Arbeit angehört, kann sie natürlich die Arbeit nicht mehr berühren, sobald von ihrer konkreten nützlichen Form abstrahiert wird. Dieselbe Arbeit ergibt daher in denselben Zeiträumen stets dieselbe Wertgröße, wie immer die Produktivkraft wechselt. Aber sie liefert in demselben Zeitraum verschiedene Quanta Gebrauchswer-

te, mehr, wenn die Produktivkraft steigt, weniger, wenn sie sinkt. Derselbe Wechsel der Produktivkraft, der die Fruchtbarkeit der Arbeit und daher die Masse der von ihr gelieferten Gebrauchswerte vermehrt, vermindert also die Wertgröße dieser vermehrten Gesamtmasse, wenn er die Summe der zu ihrer Produktion notwendigen Arbeitszeit abkürzt. Ebenso umgekehrt.“ (Marx 1984: 60/61)

Da es auch hier zu Missverständnissen führt, die stoffliche und die abstrakte, in Arbeitszeit gemessene Form des Reichtums nicht zu unterscheiden, sei noch einmal festgehalten: Die Erhöhung der Produktivität

- verändert den Wert der an einem Arbeitstag (fester Länge) produzierten Warenmenge nicht,
- vergrößert dagegen den an einem Arbeitstag produzierten stofflichen Reichtum,
- verringert daher den Wert des Einzelprodukts.

2 Die Produktion des relativen Mehrwerts

Der Zweck allen kapitalistischen Wirtschaftens besteht darin, den abstrakten Reichtum zu vermehren², also Mehrwert zu erzeugen. Laut Marx erfolgt die Mehrwertproduktion bekanntlich dadurch, dass die Arbeitskraft eine Ware ist, die zu ihrem Wert eingekauft, aber länger vernutzt wird, als das für die Reproduktion der Arbeitskraft notwendig wäre. Diese überschüssige, über den Wert der Arbeitskraft hinausgehende Arbeitszeit bildet den Mehrwert.

Marx (1984: 334) bezeichnet als „relativen Mehrwert“ den zusätzlichen Mehrwert, der dadurch entsteht, dass durch die Erhöhung der Produktivität der Arbeit und damit Verbilligung der Arbeitskraft die notwendige Arbeitszeit verkürzt und die Mehrarbeitszeit entsprechend verlängert werden kann, ohne den Reallohn zu senken oder den Arbeitstag zu verlängern, wie es der „Produktion des absoluten Mehrwerts“ entspricht. Die Produktion des relativen Mehrwerts ist die dem entwickelten Kapitalis-

² Um das zu wissen, was die neoklassische Volkswirtschaftslehre nicht weiß, braucht man nicht bei Marx nachzuschlagen: „Ob Ihnen das gefällt oder nicht, es geht immer und überall nur darum, aus Geld mehr Geld zu machen.“ So der frühere Vorstandsvorsitzende der Deutschen Bank Hilmar Kopper in einem Interview im Spiegel 52/2011.

mus adäquate Form der Mehrwertproduktion und verknüpft mit der „reellen Subsumtion der Arbeit unter das Kapital“ (Marx 1984: 533).

Die Tendenz zur Erhöhung der Produktivität der Arbeit gehört zu den immanenten Gesetzen der kapitalistischen Produktionsweise, da jeder Einzelbetrieb, dem es gelingt, durch Einführung einer neuen Technik die Produktivität der eigenen Arbeitskräfte über den aktuellen Durchschnitt hinaus zu erhöhen, seine Ware mit einem Extraprofit verkaufen kann. Das hat zur Folge, dass sich die neue Technik unter dem Zwangsgesetz der Konkurrenz verallgemeinert, der Extraprofit wieder verschwindet, und sich die entsprechende Ware verbilligt. Gehört sie ihrerseits dem Umkreis der zur Reproduktion der Arbeitskraft notwendigen Lebensmittel an, geht also in den Wert der Arbeitskraft bestimmend ein, so führt ihre Verbilligung auch zu einer Verbilligung der Arbeitskraft.

Bei gleichmäßiger Entwicklung der Produktivität und damit Verbilligung aller Waren, also auch der Ware Arbeitskraft, wird die notwendige Arbeitszeit ständig verringert, was aber nicht in einer Verkürzung des Arbeitstages resultiert, sondern in einer Verlängerung der Mehrarbeitszeit und damit der Erhöhung des je Arbeitstag produzierten Mehrwerts:

„Da nun der relative Mehrwert in direktem Verhältnis zur Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit wächst, während der Wert der Waren in umgekehrtem Verhältnis zur selben Entwicklung fällt, da also derselbe identische Prozeß die Waren verwohlfeilert und den in ihnen enthaltenen Mehrwert steigert, löst sich das Rätsel, daß der Kapitalist, dem es nur um die Produktion von Tauschwert zu tun ist, den Tauschwert der Waren ständig zu senken strebt, ein Widerspruch, womit einer der Gründer der politischen Ökonomie, Quesnay, seine Gegner quälte und worauf die ihm die Antwort schuldig blieben.“ (Marx 1984: 338/339)

Diese Aussage von Marx bedarf der Präzisierung. Es ist unmittelbar einsichtig, dass die Mehrwertrate und damit der Mehrwertanteil an dem Wert einer Ware mit der Arbeitsproduktivität wächst. Aber die Aussage kann auch so gelesen werden (und wird so gelesen), dass der in einer Ware enthaltene Mehrwert wächst, obwohl ihr Wert sinkt. Ist das möglich, und wenn ja, gilt das auf Dauer?

Eine Modellrechnung

Zur Klärung dieser Frage betrachten wir eine im Folgenden als „stoffliche Einheit“ bezeichnete einzelne Ware, eine feste Anzahl gleicher Waren oder auch einen „Warenkorb“, also eine beliebige Kombination von Waren. Untersucht wird, wie sich der Warenwert w der stofflichen Einheit, der sich aus der notwendigen Arbeitszeit v und der Mehrarbeitszeit (dem Mehrwert) m zusammensetzt, und wie sich die Mehrwertrate m' , also der Quotient von m und v im Zuge einer Produktivitätserhöhung verändern. Zu Beginn der Betrachtung sei

$$w = m_1 + v_1, \quad v = v_1, \quad m = m_1, \quad m' = \frac{m_1}{v_1} \quad (1)$$

mit festen Arbeitszeiten m_1 und v_1 , die für die Produktion mit einer bestehenden Technik erforderlich seien. Jetzt werde zunächst in einem Einzelbetrieb eine neue Technik eingeführt, die zu einer Produktivitätserhöhung um den Faktor p führe, d. h. in derselben Arbeitszeit werde das p -fache der mit der alten Technik produzierten Warenmenge hergestellt. Solange es sich um einen kleinen Einzelbetrieb handelt, der für sich allein keinen Einfluss auf den gesellschaftlichen Durchschnitt hat, ändert sich der Warenwert nicht, wohl aber die in dem Betrieb zur Herstellung derselben stofflichen Einheit erforderliche Arbeitszeit. Daraus ergibt sich für diesen Einzelbetrieb

$$w = v_1 + m_1, \quad v = \frac{v_1}{p}, \quad (2)$$

$$m = w - v = \left(1 - \frac{1}{p}\right)v_1 + m_1, \quad m' = p - 1 + p \frac{m_1}{v_1}$$

und damit ein Extraprofit, der das Motiv für die Produktivitätserhöhung darstellt. Sobald sich allerdings unter den Zwangsgesetzen der kapitalistischen Konkurrenz die neue Technik in der gesamten Branche durchgesetzt hat, verbilligt sich die betrachtete stoffliche Einheit um denselben Faktor p , woraus sich für die gesamte Branche

$$w = \frac{v_1 + m_1}{p}, \quad v = \frac{v_1}{p}, \quad m = \frac{m_1}{p}, \quad m' = \frac{m_1}{v_1} \quad (3)$$

ergibt. Der Extraprofit verschwindet wieder, die Mehrwertrate ist dieselbe wie zu Beginn, und der in der stofflichen Einheit dargestellte Mehrwert ist um den Faktor p gesunken.

Dieser für die Kapitalverwertung eher kontraproduktive, durch die kapitalistische Konkurrenz aber gleichwohl zwingend hervorbrachte Effekt kann dann kompensiert werden, wenn sich die Produktivitätserhöhung auch auf solche Waren bezieht, die für die Reproduktion der Arbeitskraft erforderlich sind. Geht man von einer allgemeinen, also alle Waren gleichmäßig betreffenden Erhöhung der Produktivität um den Faktor p aus, so verringern sich auch die Reproduktionskosten der Ware Arbeitskraft um eben diesen Faktor. Konstante Reallöhne vorausgesetzt, ergibt sich dann für die betrachtete stoffliche Einheit

$$w = \frac{v_1 + m_1}{p}, \quad v = \frac{v_1}{p^2}, \quad (4)$$

$$m = w - v = \frac{v_1 + m_1}{p} - \frac{v_1}{p^2}, \quad m' = p - 1 + p \frac{m_1}{v_1}$$

und damit wegen $p > 1$ eine höhere Mehrwertrate als zu Beginn. Der Wert der stofflichen Einheit ist um den Faktor p gesunken, wogegen sich über den Mehrwert keine so eindeutige Aussage machen lässt. Um eine Beziehung zwischen der Mehrwertrate und dem Mehrwert herzustellen, lösen wir die letzten Gleichung in (4) nach p auf:

$$p = (m' + 1) \frac{v_1}{v_1 + m_1} \quad (5)$$

und setzen (5) in die dritte Gleichung von (4) ein:

$$m = w - v = \frac{(v_1 + m_1)^2}{v_1(m' + 1)} - \frac{(v_1 + m_1)^2}{v_1(m' + 1)^2} = \frac{(v_1 + m_1)^2}{v_1} \left(\frac{1}{m' + 1} - \frac{1}{(m' + 1)^2} \right)$$

,

woraus sich mit

$$r := \frac{(v_1 + m_1)^2}{v_1} \quad (6)$$

$$w = \frac{r}{m'+1}, \quad v = \frac{r}{(m'+1)^2}, \quad m = r \left(\frac{1}{m'+1} - \frac{1}{(m'+1)^2} \right) = r \frac{m'}{(m'+1)^2} \quad (7)$$

ergibt.

Die Wertgröße r lässt sich als die Arbeitszeit interpretieren, die durch die gegebene stoffliche Einheit reproduziert werden kann. Sie ist konstant, da wir den Reallohn als konstant vorausgesetzt haben. $w=r$ ergibt sich gerade in der (fiktiven, vorkapitalistischen) Situation, dass die gesamte produzierte Menge zur Reproduktion der Arbeitskraft aufgewendet werden muss und ein Mehrwert daher nicht abgeschöpft werden kann.

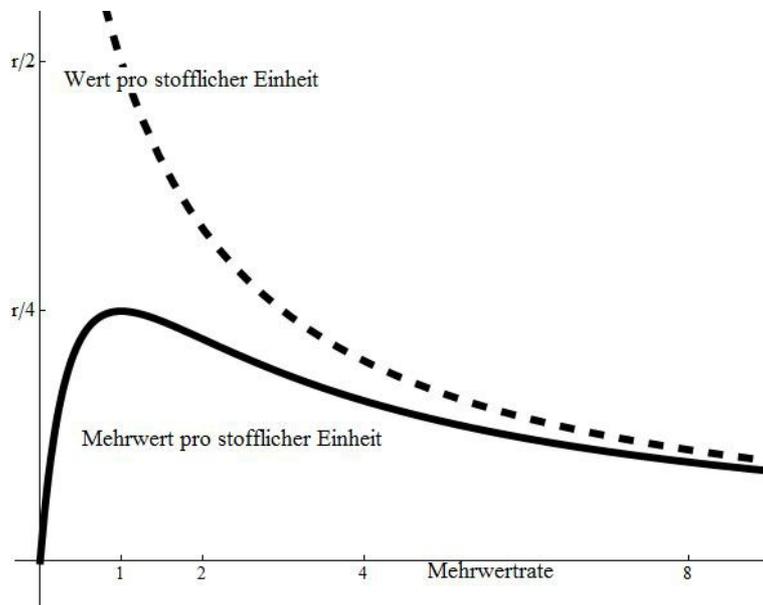


Abbildung 1: Mehrwertrate, Wert und Mehrwert je stofflicher Einheit bei konstantem Reallohn und gleichförmig wachsender Produktivität

In Abbildung 1 sind die Formeln (7) für w und m grafisch dargestellt. Zu beachten ist, dass hier die Mehrwertrate nicht die unabhängige Variable ist, sondern ihrerseits ebenso wie Wert und Mehrwert von der Produktivität abhängen. Mit ihr wächst die Mehrwertrate, und solange diese unterhalb von 1 liegt, wächst auch der Mehrwert. Sein Maximum wird angenommen, wenn die Mehrwertrate den Wert 1 annimmt. Mit weiter wachsender Produktivität und Mehrwertrate sinkt der Mehrwert dagegen und

tendiert, ebenso wie der Gesamtwert, mit unbeschränkt wachsender Produktivität gegen 0.

Zu beachten ist, dass es sich bei diesen Zusammenhängen um das Ergebnis einer Modellrechnung handelt, die mit sehr spezifischen Annahmen operiert, nämlich einem konstanten Reallohn und einer in allen Branchen gleichförmigen Entwicklung der Produktivität. Ferner wird davon abstrahiert, dass sich die Produkte ständig verändern und immer neue Produkte hinzukommen. Insofern wird hier die *Logik* der Produktion des relativen Mehrwerts beschrieben und kein unmittelbar empirischer Sachverhalt. Die Konsequenzen dieser Logik sind allerdings gravierend:

- In den Anfängen des Kapitalismus, bei geringer Produktivität, führt ihr Wachsen zu einem höheren Mehrwert je stofflicher Einheit. Mit wachsender Produktivität aber dreht sich dieser Effekt um: Die weitere Produktivitätsentwicklung führt zu einer Verringerung des Mehrwerts je stofflicher Einheit.
- Der Kapitalismus ist daher nicht die „Wiederkehr des immer Gleichen“ im Wechsel von Phasen der Prosperität und Krisen. Seine historische Entwicklung hat vielmehr eine Richtung, nämlich die wachsender Produktivität.
- Diese Entwicklung ist nicht das Resultat bewusster Steuerung, sondern des durch die Konkurrenz induzierten blinden gesellschaftlichen Prozesses. Ein Zurück ist (innerhalb des Kapitalismus) nicht möglich. Stets setzt sich die Arbeitszeit sparende Technik durch mit der paradoxen Folge, dass derjenige sich ein größeres Stück vom „Mehrwert-Kuchen“ aneignen kann, der die Gesamtgröße dieses Kuchens verringert.

Wachstumswang und stoffliche Schranken der Expansion

Betriebswirtschaftlich ist immer der produktivere Betrieb oder Standort im Vorteil, aber der daraus resultierende Zwang zur dauernden Produktivitätserhöhung treibt das Kapital als Ganzes in die Krise. Es handelt sich um die Logik eines Mehrpersonen-Gefangenendilemmas: Wer seine Produktivität nicht genügend erhöht, gerät ins Hintertreffen und wird womöglich vom Markt gefegt. Aber eine allgemeine Produktivitätserhöhung erschwert auf Dauer die Mehrwertproduktion für alle.

Die Verringerung des Mehrwerts je stofflicher Einheit bedeutet umgekehrt, dass zur Erzielung desselben Mehrwerts ein immer größerer stofflicher Aufwand getrieben werden muss. Da andererseits mit wachsender Kapitalakkumulation für eine konstante Verwertungsrate ein immer höherer Mehrwert erforderlich ist, ist die kapitalistische Produktionsweise zum Wachstum verdammt. Diesem Wachstumszwang ist der Kapitalismus mit verschiedenen Expansionsbewegungen nachgekommen: nach außen mit seiner Ausbreitung über die ganze Erde, nach innen mit seinem Eindringen in die letzten Facetten der bürgerlichen Gesellschaft.

Stößt die ihrem Wesen nach maßlose Vermehrung des abstrakten Reichtums auf stoffliche Schranken, so gerät das System in die Krise. Solche Schranken von zweierlei Art lassen sich ausmachen:

- eine „innere“, ökonomische, weil Produktion und Konsum den immer weiter wachsenden Anforderungen der Mehrwertproduktion nicht mehr nachkommen können,
- eine „äußere“, ökologische, weil der für die Mehrwertproduktion erforderliche immer weiter wachsende Ressourcenverbrauch an die Grenzen des „Ökosystems Erde“ stößt.

Die Logik der Produktion des relativen Mehrwerts scheint insofern geeignet, für die aktuellen Krisenerscheinungen eine Erklärung zu liefern.

3 Zur aktuellen Krise

Um die bisherigen Überlegungen mit der Empirie in Verbindung zu bringen, muss zunächst der Ursprung der aktuellen Krise lokalisiert werden. Er ist bereits in den 1970er Jahren zu verorten, wie an Abbildung 2 erläutert werden soll.

Zu sehen ist hier der Dow Jones Index in Preisen vom Jahresanfang 1984. Das heißt, die Inflationsrate wurde hier herausgerechnet. Der Dow Jones ist ein Maß für die Bewertung US-amerikanischer Aktiengesellschaften durch die Börse.

Es beginnt mit dem Crash, der die Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre einläutete, und endet mit Spekulationsblasen³ und wiederum anschließenden Crashes im letzten Jahrzehnt.



Abbildung 2: Inflationsbereinigter Dow Jones Index. Quellen: Consumer Price Index des US Department of Labor; historische Kurse auf <http://de.finance.yahoo.com>; eigene Rechnungen

Im Zusammenhang mit den hier angestellten Überlegungen ist die Entwicklung zwischen 1950 und 1980 von besonderem Interesse. Nach dem 2. Weltkrieg erleben wir zunächst den fordistischen Boom der Nachkriegsjahre bis zur ersten Rezession 1967. Danach geht es, überlagert von Konjunkturzyklen, tendenziell nur noch bergab. Es handelt sich um die Phase der „Stagflation“, an der die Keynesianische Wirtschaftspolitik letztlich scheiterte. Dann kamen in den USA Reagan, der Neoliberalismus und mit ihnen die Deregulation der Finanzmärkte, die heute gerne für die neuerliche Krise verantwortlich gemacht wird. Man sieht, dass das zu kurz greift, denn die Situation vor 1980 wird dabei vergessen. Tatsächlich war die neoliberale Deregulation der Finanzmärkte eine Antwort auf die Krise und das praktische Scheitern des Keynesianismus. Die Lösung bestand in dem „gigantischsten kreditfinanzierten Konjunkturpro-

³ Von Beginn der 1980er Jahre widerspiegelt der Dow Jones Index nicht mehr die reale Entwicklung der amerikanischen Industrie, sondern eher die Zunahme der in der Finanzsphäre zirkulierenden Geldmengen.

gramm, das es je gegeben hat“ (Miegel 2010: 20). Dieses Programm hat zu einem Krisenaufschub von immerhin 30 Jahren geführt, der jetzt an sein Ende gekommen ist.

An ihm wird die Krise jetzt umso härter durchschlagen, aber ihre letzte Ursache liegt nicht in den Finanzmärkten, sondern lange zurück und lässt sich mit dem hier beschriebenen „prozessierenden Widerspruch“ erklären.

Innere Schranke der Kapitalakkumulation

Eine Schwierigkeit, die Marxschen Überlegungen mit der aktuellen Empirie zusammen zu bringen, liegt darin, dass die Logik der Produktion des relativen Mehrwerts zwar zur Folge hat, dass die kapitalistische Akkumulationsdynamik zwangsläufig auf innere und äußere Schranken stößt, dass aber aus den theoretischen Überlegungen nicht folgt, wann das passiert. Ob diese Schranken tatsächlich schon erreicht sind, ist eine Frage der größeren oder geringeren Plausibilität.

Das folgende Zitat stammt aus dem inzwischen 26 Jahre alten Text „Die Krise des Tauscherts“ von Robert Kurz, dem das Verdienst zukommt, als erster diesen fundamentale Krisenmechanismus analysiert und mit der Gegenwart in Verbindung gebracht zu haben. Dabei spielen für ihn die Rationalisierungspotentiale der „mikroelektronischen Revolution“ eine entscheidende Rolle. Die Situation, wie sie sich Mitte der 1980er Jahre darstellt, fasst er folgendermaßen zusammen:

„Beide wesentlichen Formen oder Momente des kapitalistischen Ausdehnungsprozesses beginnen heute aber auf absolute stoffliche Grenzen zu stoßen. Der Sättigungsgrad der Kapitalisierung wurde in den sechziger Jahren erreicht; diese Quelle der Absorption lebendiger Arbeit ist endgültig zum Stillstand gekommen. Gleichzeitig impliziert das Zusammenfließen von naturwissenschaftlicher Technologie und Arbeitswissenschaft in der Mikroelektronik eine grundsätzlich neue Stufe in der Umwälzung des stofflichen Arbeitsprozesses. Die „mikroelektronische Revolution“ eliminiert nicht nur in dieser oder jener spezifischen Produktionstechnik lebendige Arbeit in der unmittelbaren Produktion, sondern erstmals auf breiter Front und quer durch *alle* Produktionszweige hindurch, selbst die unproduktiven Bereiche erfassend. Dieser Prozeß hat gerade erst angefangen ... Soweit in diesem Prozeß neue Produktionszweige geschaffen werden, etwa in der Produktion

der Mikroelektronik selbst oder in der Gentechnologie, sind sie ihrem Wesen nach von vornherein wenig arbeitsintensiv in der unmittelbaren Produktion. Damit bricht die bisherige historische Kompensation für die im relativen Mehrwert angelegte absolute immanente Schranke der kapitalistischen Produktionsweise zusammen. Die massenhafte Eliminierung lebendiger Produktionsarbeit als Quelle der Wertschöpfung kann nicht mehr durch neu in die Massenproduktion tretende „verwohlfeilerte“ Produkte aufgefangen werden, weil diese Massenproduktion nicht mehr durch ein Wiedereinsaugen vorher und anderswo „überflüssig gemachter“ Arbeitsbevölkerung in die Produktion vermittelt ist. Damit kippt das Verhältnis von Eliminierung lebendiger Produktionsarbeit durch Verwissenschaftlichung einerseits und Absorption lebendiger Produktionsarbeit durch Kapitalisierungsprozesse bzw. Schaffung neuer Produktionszweige andererseits historisch unwiderruflich um: von nun an wird unerbittlich mehr Arbeit eliminiert als absorbiert werden kann. Auch alle noch zu erwartenden technologischen Innovationen werden immer nur in die Richtung weiterer Eliminierung lebendiger Arbeit gehen, alle noch zu erwartenden neuen Produktionszweige werden von vornherein mit immer weniger direkter menschlicher Produktionsarbeit ins Leben treten.“ (Kurz 1986, 31f.)

Die hier vertretene Auffassung, dass von nun an die Prozessinnovationen die Produktinnovationen überwiegen werden, lässt sich nicht durch den bloßen Hinweis auf neue Produkte widerlegen, die seit 1986 in der Tat in großer Menge hinzu gekommen sind. Im hier diskutierten Zusammenhang wären aber nur solche neuen Produkte von Interesse, deren Herstellung massenhaft Arbeit erfordert. Und solche Produkte gibt es nicht.

Wachstumswang und Umweltzerstörung

Der Zusammenhang zur ökologischen Krise ist einfacher und bedarf nicht so vieler Vermittlungsschritte. Auf ihn hat Moishe Postone in seinem Buch „Time, Labor, and Social Domination“ von 1993 aufmerksam gemacht, das erst 10 Jahre später in Deutsch erschienen ist:

„Überlegungen bezüglich möglicher Grenzen oder Schranken der Kapitalakkumulation einmal beiseite gelassen besteht eine der Konsequenzen, die durch diese besondere Dynamik impliziert wird – die größere Zuwächse an stofflichem Reichtum als an Mehrwert erzielt –, darin, die Umwelt beschleunigt zu zerstören. Marx zufolge ist es ein Er-

gebnis der Beziehung zwischen Produktivität, stofflichem Reichtum und Mehrwert, daß die andauernde Expansion des letzteren zunehmend schädliche Konsequenzen für die Natur wie für die Menschen hat.“ (Postone 2003: 469)

„Das von mir skizzierte Muster lässt darauf schließen, daß es in einer Gesellschaft, in der die Ware totalisiert ist, zu einem grundlegenden Spannungsverhältnis zwischen ökologischen Erwägungen und den Imperativen des Werts als der Form des Reichtums und der gesellschaftlichen Vermittlung kommt. ... Das Spannungsverhältnis zwischen den Erfordernissen der Warenform und den ökologischen Notwendigkeiten verschärft sich, wenn die Produktivität steigt, und stellt insbesondere während ökonomischer Krisen und Zeiten hoher Arbeitslosigkeit ein schweres Dilemma dar. Dieses Dilemma und die Spannung, in der es seine Ursache hat, sind dem Kapitalismus immanent. Eine endgültige Lösung wird es, solange der Wert die bestimmende Form gesellschaftlichen Reichtums bleibt, nicht geben.“ (Postone 2003: 471/472)

Das hier beschriebene Dilemma lässt sich als fast schon alltäglicher Widerspruch zwischen dem „ökologisch Notwendigen“ und dem „ökonomisch Machbaren“ beobachten, der als eine Art Eiertanz aufgeführt wird: Die Politik muss bereits über den eigenen Schatten springen, nur um Beschlüsse zu fassen, die weit unterhalb der sachlichen Erfordernisse des zu lösenden ökologischen Problems bleiben und dennoch eine Woche später unter dem Druck irgendeiner Lobby des „ökonomisch Machbaren“ schon wieder aufgeweicht werden.

Global stellt sich dieser Widerspruch etwa als Konflikt zwischen Umwelt- und Entwicklungspolitik dar: Während in umweltpolitischen Zusammenhängen Konsens darüber besteht, dass die globale Verbreitung des „american way of life“ oder auch nur des westeuropäischen „Lebensstils“ Umweltkatastrophen bisher unbekanntes Ausmaßes nach sich zöge, müssen entwicklungspolitische Institutionen genau dieses Ziel verfolgen, auch wenn es inzwischen unrealistisch geworden ist. Oder in der hier verwendeten Begrifflichkeit: Die für die weitere Kapitalakkumulation eigentlich notwendige Beschäftigung auch nur der Hälfte der global zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte auf dem inzwischen erreichten Produktivitätsniveau mit dem entsprechenden stofflichen Output und Ressourcenverbrauch würde das Ökosystem Erde in den Kollaps treiben.

Fazit

Der Beginn des 21. Jahrhunderts ist durch eine in der Geschichte noch nie da gewesene Situation gekennzeichnet, die uns mit dem gleichzeitigen Auftreten weltweiter Umwelt-, Ressourcen-, Klima-, Wirtschafts- und Finanzkrisen konfrontiert. Das völlige Scheitern an den sich auftürmenden globalen Problemen ist zumindest als Möglichkeit ins Auge zu fassen. Diese Krisen, die in der öffentlichen Diskussion zumeist als voneinander getrennt wahrgenommen und diskutiert werden, haben ihre gemeinsame Ursache in der widersprüchlichen kapitalistischen Dynamik. Die Logik der Produktion des relativen Mehrwerts und der ihr inhärente „prozessierende Widerspruch“ liefern hierfür eine Begründung. Die daraus resultierende Diagnose verweist allerdings nicht auf eine bloße Reinigungskrise im Sinne der Schumpeter'schen „schöpferischer Zerstörung“, sondern auf nichts weniger als das Endstadium der kapitalistischen Produktionsweise.

Die Frage, ob und inwieweit alle aktuellen Krisenphänomene tatsächlich darauf zurückgeführt werden können, lässt sich hier nicht abschließend klären. Aber die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie bietet immerhin eine Erklärung an. Das hat sie – wie so vieles mehr – der herrschenden, neoklassischen Volkswirtschaftslehre voraus.

Zitierte Literatur

- Habermas, J. (1978): Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien, Frankfurt a. M.
- Kurz, R. (1986): Die Krise des Tauscherts, Marxistische Kritik 1, 7 – 48, auch unter www.exit-online.org/link.php?tabelle=schwerpunkte&posnr=85
- Marx, K. (1974): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin
- Marx, K. (1984): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Erster Band, Berlin
- Miegel, M. (2010): EXIT. Wohlstand ohne Wachstum, 4. Aufl., Berlin
- Ortlieb, C. P. (2009): Ein Widerspruch von Stoff und Form, EXIT! Krise und Kritik der Warengesellschaft 6, 23 – 54
- Postone, M. (2003): Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft, Freiburg